

Das Buch und — ich.

Ein Stück bibliophiler Selbstschau.

Von Michael Maria Rabenlehner.

Ein Sammler bin ich schon in frühester Jugend gewesen — als elf-, zwölfjähriger Knabe; damals sammelte ich freilich noch keine Bücher, sondern leidenschaftlich — Mineralien (noch heute bewahre ich zur Erinnerung daran eine erlesene Amethystgäode); freilich „verschlang“ ich (vorab in seinen Chromolithographien) hiezu auch ein gewichtig Buch (in Folio), das mir auf meine Bitten die Eltern gekauft: „Das Mineralreich in Bildern von J. G. v. Kurr“ (Verlag Schreiber in Tübingen); aber dieses Tafelwerk galt mir damals nur als belehrender Mentor bei meinem Mineralien-spüren, — von einer bibliophilen Einstellung war in jenen Tagen noch keine Rede. Ich las ja schließlich in meinen Knabenjahren auch viele sonstige Bände, meinem Alter und meinen Neigungen angemessen, aber auch diese Jugendbücher waren mir alle lediglich Leseobjekte und es war mir ziemlich gleichgültig, wie sie aussahen und ob sie mir gehörten oder ob ich sie nur geliehen bekam.

Aber schon dem „Quartaner“ war die Berufung geworden und ahnungslos — schier wie über Nacht — war's geschehen, daß mir mit einem Male das Kleid des Buches nicht mehr gleichgültig war und daß sich in mir immer mehr die Empfindung festigte, daß der wahre Genuß eines Buches auch in seinem Besitze gegründet sei.

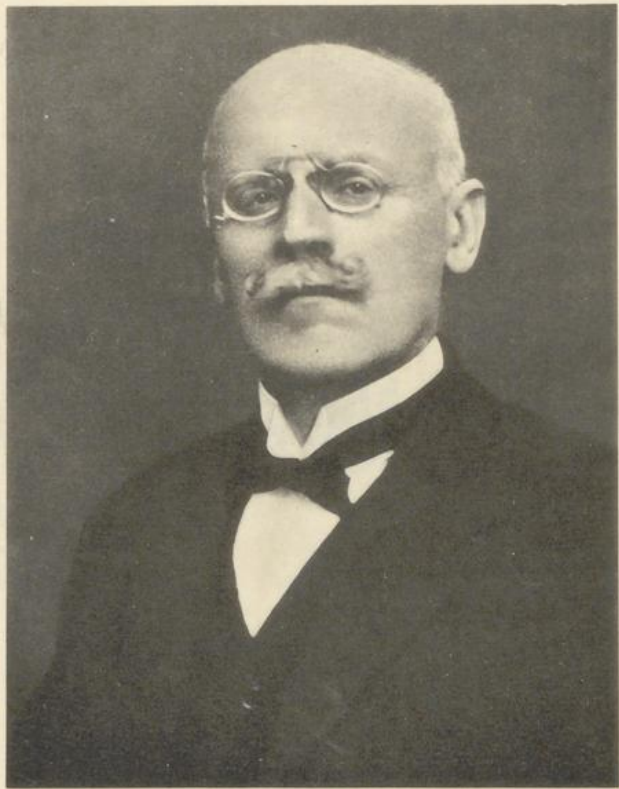
Hochbegeisterung für deutsche Literatur reichte diesem jungen bibliophilen Erwachen die Hand und Dr. Robert Königs illustrierte „Deutsche Literaturgeschichte“, die mir 1883 in die Hände fiel, vermittelte dem frühreifen Fünfzehnjährigen (ich bin 1868 geboren) bereits eine ganz respektable Kenntniss unseres Schrifttums. — So war aus dem Mineraliensammler ein Büchersammler geworden und er ist ein

solcher geblieben bis auf die gegenwärtige Stunde. Dem jungen Drange nach Buchbesitz damals kamen meine guten Eltern aber auch gerne und verständnisvoll entgegen und ihrer Munifizenz verdanke ich in diesen fernen Tagen bereits manches schöne Stück, dessen Inhalt mir König flüchtig skizziert hatte und dessen strahlende Existenz mir dann in den Schaufenstern der Buchhandlungen war lockend gegenübergetreten. Es war mit einem Wort ein früher, aber ganz reizvoller bibliophiler Anfang voll Berücksichtigung mit sich natürlich von Tag zu Tag steigendem Verlangen nach Vermehrung meiner Schätze, die ich in ihrer Tadellosigkeit vor jeder fremden Berührung hütete, als wären sie für mich „das Glück von Edenhall“ . . .

Da ließ der frühe Tod meines Vaters (er starb — ein k. k. Ministerialbeamter — bereits 1884) maßgebende Einschränkung solchen Verlangens dem reisenden Jüngling als eherne Notwendigkeit erkennen.

Aber just in den Jahren der damals recht karg bemessenen staatlichen Witwenpensionen sollten ungeahnt bereits dem strebsamen Obergymnasiasten weitere neuerliche Blicke aufs Buch gestattet sein, häufigere und intimere als je vorher, — Ferment abgebend für meine ganze reisende bibliophile Einstellung.

Ein freundlicher Zufall ließ nämlich den Obergymnasiasten einen Wiener Buchhändler treffen, der Gefallen fand an meinem jungen bibliophilen Idealismus, dem ich mich anfreunden durfte, den ich im Laufe der Jahre ohne weiteres in seinem Geschäftslokal oft und oft besuchen durfte (kleine Geringfügigkeiten, die ich tat, erleichterten mir das Kommen) und der mir bei meinen Besuchen freundlichen Einblick in seine (stets wachsenden) reichen Lagerbestände konzidierte. Dieser in der Tat lebenswürdige Mann, dem ich in der Erinnerung wärmste Dankgefühle bewahre (er war auch recht entgegenkommend, wenn ich ab und zu kaufte — leider konnte es zunächst nicht allzu oft geschehen!), war der damalige angesehene und kenntnisreiche Antiquar Josef Deibler, der (heute schon längst heimgegangen) sein (gegenwärtig auch



Regierungsrat Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner.
Vizepräsident der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.



nicht mehr existentes) Geschäft im Hause Wien, 1., Herrngasse 6, betrieb, — im Hause, in dessen Hintertrakt sich der berühmte Bösendorfersaal befand (heute steht an dieser Stelle das „Hochhaus“).

Was also sah und vernahm ich in der That in diesem Geschäft des Herrn Deibler nicht alles im Lauf der Jahre bis tief hinein in meine Hochschulzeit — Geschautes und Gehörtes in gutem Gedächtnis dauernd behaltend!

Hier schweifte der Blick des jungen, begeisterten Literaturfreundes gar bald von den goldglänzenden Gewändern der modernen Autoren in immer größerer Reife zu den Bänden der früheren deutschen Dichter, zu den Originalausgaben ihrer Einzelwerke wie zu den verschiedenen Gesamteeditionen älteren und neueren Datums. Aber neben den Büchern der Dichter sah ich weiter im Laufe der Jahre wertvollste Bücher aus anderen Gebieten und vernahm zu vielen von ihnen ein belehrendes, unvergeßliches Wort. Wundervolle Geschichtswerke glitten durch meine Hände, die seltensten Viennensia und Austriaca, die rarsten Oekulta, Philosophica und Theologica. Und ich werde wohl nicht übertreiben, wenn ich sage, daß in jenen Jahren im Geschäfte des Herrn Deibler viele Tausende von Büchern durch meine Hand gegangen, von mir aufgeschlagen und beguckt wurden.

Aber bei Betrachtung so vieler Bände, die ich wißbegierig vorgenommen, schärfte sich natürlich auch gleichzeitig das Auge des Bibliophilen in herba immer mehr für das Buchkleid. Ich lernte dieses gemach richtig beurteilen und einschätzen. Ich sah neben den Originaleinbänden der Verleger die herrlichsten Privateinbände, hervorgegangen aus den renommiertesten Buchbinderwerkstätten, — ich sah einfachere Privateinbände, aber auch sie sehr solid und gediegen hergestellt — —, ich sah daneben aber auch Privateinbände ganz trostlosester Art, schlecht gefalzt und beschnitten bis knapp an den Text, ja oft noch bis hinein in ihn — bei gedankenlosester, geschmacklosester Schablonenarbeit in bezug auf verwendetes Material, Prägung und Schnitt, und schon damals wurde mir klar, daß eine große Anzahl von Buchbindern nicht bloß Hand-

werker ohne jeden Geist, sondern dazu noch oft die unfähigsten „Päper“ sein mußten und daß es unter solchen Umständen weit vernünftiger sei, ein Buch unbeschnitten und im Originalumschlage zu belassen, als es solchen Buchverderbern anzuliefern. (Diese Erkenntnis ließ mich übrigens damals schon den Wert des Originalumschlages eines Buches einschätzen, der — wie mich richtig dünkt — als integrierender [mitunter sogar künstlerischer!] Bestandteil der Buchaufmachung stets mitgebunden werden sollte!) Schon in jener Zeit lernte ich auch bereits die büchermordende Drahtheftung ganz ingrimmig hassen und schon damals wußte ich das Papier, auf dem ein Buch hergestellt, richtig zu würdigen — ich sah den Unterschied zwischen einst und jetzt und erkannte schauernd an unwiderleglichen Beispielen das sichere Schicksal der meisten in jenen Tagen der tiefsten Papierdekadenz hergestellten Werke.

So boten mir diese Besuche im Geschäfte des Herrn Deibler neben Augenblicken lauterer Schaubegehens auch eine Fülle von Einzelheiten, die sich in mir ausreißten, als hätte ich ein bibliophiles und bibliographisches Kolleg besucht. Und wenn natürlich der Bibliophile in mir in späterer Zeit immer mehr seine Bücherkenntnisse ausgestaltete, erweiterte, vertiefte (durch andersortige Büchereinsicht, durch Kataloglektüre, durch Gespräche mit gleichgesinnten Freunden): bibliophile Basis war bereits in den Tagen des Obergymnasiums und der ersten Hochschuljahre gelegt worden.

Worin sie bestand (und besteht) — diese Basis?

Meine Begeisterung für deutsche Literatur hatte ich in das Geschäft des Herrn Deibler bereits mitgebracht, daneben lernte ich jetzt durch (wenn auch nur flüchtiges) Durchblättern so vieler weiterer Bücher andere Disziplinen kennen und würdigen, die mich gleichfalls nicht mehr losließen, dann wurde ich, meinem Interesse für deutsche Literatur und für jene anderen Disziplinen nachgehend, mit großen einschlägigen Seltenheiten vertraut (den Reiz des Spürens nach solchen schon damals vor-
ausahnend) und schließlich wurde mir unfehlbar klar, was das äußere schöne Wesen eines Buches ausmacht.

So wurde ich demnach vor allem ein Sammler deutscher Literatur (einschließlich Übersetzungen), als solcher Sammler von maßgebenden Gesamtausgaben wie von Originaleinzelausgaben (unter diesen gemacht immer mehr die Ausgabe suchend, in der ein hervorragendes Werk unseres Schrifttums erstmalig das Licht erblickte); — weiter zog ich in meinen Interessenzirkel gewisse Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte (vorab *Viennensia* und *Austriaca*), — dann aber entzündete mich auch mächtig *Ökultismus* (mit dem ich mich wissenschaftlich-forschend in früherer Zeit überhaupt leidenschaftlich beschäftigte) sowie auch *Theologie* (schwankte ich doch lange, ob ich nicht *Theologe* werden sollte). — Zu diesen Disziplinen fand dann hier und da auch ein oder das andere besonders ins Auge springende „*Kuriosum*“ Sammlergnade.

Aber bei allem Sammeln im Laufe der Jahre leitete mich auch stets der *Asthet*: — so wie ich kein Buch erwarb, das mir nicht „lag“, so erwarb ich auch keines, das nicht tadellos erhalten war. In dieser Hinsicht war mein Respekt vor dem Buche geradezu grenzenlos. Es war eine Einstellung wie vor einem Menschen. Seele (d. h. in diesem Falle der Buchinhalt) mußte sich in einem entsprechenden Leib (in diesem Falle Buchkleid und Bucherhaltung) präsentieren. Und diese meine Einstellung machte auch vor der größten Seltenheit keine Ausnahme. Auch die seltenste Erstausgabe existierte (und existiert) für mich nicht, wenn sie nicht tadellos erhalten.

* * *

Juli 1888 hatte ich die Reifeprüfung des Gymnasiums abgelegt, März 1893 an der Wiener Universität promoviert und ein freundlicher Zufall bot jetzt dem jungen Doktor der Philosophie — ehe er sich noch für einen definitiven Lebensberuf entschieden — einen Privatisteninstruktorposten an, der, glänzend dotiert, natürlich freudig angenommen ward.

Nun war damit die Möglichkeit unentwegten Sammelns gekommen und die bibliophilen Kenntnisse, die ich mir bis dahin erworben, bestanden ihre Feuerprobe.

So kam ich jetzt fast täglich mit einem Paß antiquarisch erworbener Bücher nach Hause — zum wachsenden Entsetzen meiner Mutter, die mir aber schließlich doch in ihrer Güte Kasten um Kasten und Lade um Lade ausräumte. In dieser Zeit gab es keinen Bezirk Wiens, den ich nicht nach Antiquaren abgestreift. Und überall kaufte man staunend billig, — „das Wild war zahlreich, der Jäger gab's wenige — und Edelmwild war damals noch wenig gekannt und geschätzt“. (Ein etwas teurer Herr war damals nur der alte David Berman in der Johannesgasse Nr. 2 — teuer natürlich nach damaligen Begriffen —, heute ärgert man sich in der Erinnerung, was man damals bei ihm als zu teuer zurückwies. . . .) Mit großem Behagen erinnere ich mich aus jener Zeit aber auch an die Auktionen beim Antiquar Kubasta, der sein Geschäft in einem uralten Haus in der Sonnenselgasse Nr. 11 hatte und diese Versteigerungen in einem hoffseitigen (überaus freundlichen) Abteil seines Antiquariats (einer Art Magazin) veranstaltete; (noch heute ziehe ich in der Erinnerung wohlgefällig durch die Nüstern die büchermuffelnde Atmosphäre dieses Raumes). Bei diesen Auktionen durfte man gegebenenfalls auch — Kreuzerweise steigern. Ich erstand in diesen Auktionen wundervolle Erstausgaben und seltenste, wertvollste Wiennensia um ein Spottgeld.

Aber ein besonders Stück erwarb der junge Doktor der Philosophie damals doch bereits um einen ganz enormen Preis. Es war die Erstausgabe der „Räuber“, die das damals noch junge Antiquariat Gilhofer und Ranschburg in der Bognergasse (damals noch in einem ganz kleinen Laden an derselben Stelle wie heute, aber in einem alten Hause) durch Monate mit aufgeschlagenem Titel („Die Räuber. / Ein Schauspiel. / [Bignette] Frankfurt und Leipzig, / 1781.“) ausgestellt hatte. Die Erstausgabe der „Räuber“ war in jenen für den Erstausgabensammler noch so idealen Zeiten (aber nicht bloß ideal bei uns in Wien, sondern auch draußen im Reich). buchstäblich (unter allen Ersteditionen unserer großen Klassiker) das einzige Stück, welches das hatte, was man einen „Preis“ nennt. Schon in den fünfziger Jahren

— das wußte ich — ließen sich die Händler dafür bis an 100 Taler bezahlen. Das Exemplar im Schaufenster von Gilhofer und Ranschburg war zudem ein reines, breitrandiges, fast unbeschnitten in gleichzeitigem Einband. Ich fühlte, daß mir wohl kaum mehr je in meinem Leben ein derart erhaltenes Stück werde gegenüberreten. Andererseits wußte aber auch die Firma, welchen Schatz sie an dem Stück besaß, und verlangte dementsprechend. So zauderte ich begreiflich. Aber täglich ging ich durch Wochen an der Auslage vorüber mit täglich sich steigender Angst, ich könnte das Stück vielleicht nicht mehr sehen. Schließlich aber fühlte ich („täglich ward ich blaß und blässer“), daß es für mich nur eine Rettung gäbe. Also „tat ich Geld in meinen Beutel“, trat in den kleinen Laden und zahlte (es war Juli 1894) mutig die verlangten — 75 Gulden. Im Triumph trug ich das Stück nach Hause, — doch verschwieg ich meinen Angehörigen diesmal die Tat — ich fürchtete, ein Familienrat würde mich sonst sofort glattweg entmündigen lassen. Nun, daß ich damals mein Geld nicht übel angelegt, brauche ich den Bibliophilen von heute nicht erst ausdrücklich zu sagen.

Auch manchen Tausch tat ich damals schon. Eines solchen Tausches möchte ich aber doch besonders Erwähnung tun, weil er vielleicht nicht uncharakteristisch für meine ganze (schon damalige) bibliophile Einstellung war. Ich tauschte bei einem sehr angesehenen Antiquar in der Inneren Stadt ein schon seit meiner Studentenzeit mir gehörendes Exemplar von Stifters „ausgewählten Werken“ (4 Bände, Leipzig, Amelang) gegen acht broschirierte Stifter-Bände aus dem Heckenastischen Verlag. Mein Exemplar der „ausgewählten Werke“ war in blaues Halbkalbleder gebunden — ein Einband, wie solchen der Wiener Sortimentsbuchhändler Lechner (am Graben) damals zu Geschenkzwecken herstellen und sich dementsprechend bezahlen ließ. (Derart gebundene Exemplare führte Lechner in seinen Weihnachtskatalogen unter dem Kollektivtitel „Salonbibliothek“.) Jener Antiquar in der Inneren Stadt ging freudig auf den Tausch (ohne Aufzahlung meinerseits!) ein — ja schien mich geradezu ob meiner Naivität zu belächeln, —

nun, ich habe den Tausch nicht bereut, sondern hüte noch heute (in Schutzumschlag und Schutzkarton) ängstlich jene acht Stifter-Bände im Zustande, wie ich sie damals erworben: — es sind die sechs Bände „Studien“, broschiert, in den Originalumschlägen, durchaus unbeschnitten, tadellos rein (wie aus der Presse), mit den gedruckten und den gestochenen Titeln — alle sechs Bände in der ersten Ausgabe (kein Band einer späteren Auflage darunter); und ebenso tadellos und komplett sind dann die weiteren zwei Bände — sie sind die erste Ausgabe der „Bunten Steine“ mit den zwei reizenden Ludwig Richter'schen Vignetten, die — man faßt es nicht, aber es ist doch buchstäblich so — Stifter aus allen Exemplaren, über die er verfügen durfte, entfernte. . . .

* * *

Nach vorübergehender Tätigkeit als Praktikant an der Wiener Universitätsbibliothek legte ich Juni 1897 das staatliche Lehramtsexamen ab und wurde nach kurzer Tätigkeit als Mittelschulsupplent in Wien in definitiver Eigenschaft an das k. k. Staatsgymnasium in Triest versetzt. Sechs Jahre weilte jetzt der Bibliophile verbannt an der Adria in der antiquariatsarmen Hafenstadt (nur hie und da ein oder das andere Stück aus auswärtigen Katalogen erwerbend) — und Besuche in den Quartieren käuflicher Bücher gingen erst wieder an, als ich vom September 1905 an nach Wien rückversetzt wurde, wo ich (zunächst zwanzig Jahre weiter als Mittelschullehrer) seither ununterbrochen domiziliere.

Das war aber damals leider bereits die Zeit, wo die in Leipzig stattgefundene Auktion der Sammlung „Joseph Kürschner“ (30. Mai bis 4. Juni 1904) ihre Wirkung tat — eine Wirkung, an sich erfreulich, da von jetzt an den deutschen Buchseltenheiten (vorab den Erstausgaben) von den Deutschen jener Respekt zuteil wurde, den sie bibliophil beanspruchen dürfen (und den sie in Frankreich und England schon längst genießen) — nicht erfreulich allerdings für den idealistischen Sammler, der neben Idealismus und Verständnis nicht auch über die nötigen Vermittel verfügt. Indes

ließ sich in Wien auf einige Jahre hinaus trotz damals wachsender Sammlerzahl manches wertvolle Stück doch noch immer recht billig erwerben, denn die Kenntnis des Wandels in den Preisen (wie überhaupt die Kenntnis vieler Bücher als Erstausgaben) sickerte nur langsam nach Süden in die Antiquariate der Kaiserstadt.

Freilich kam aber schließlich auch für Wien die Stunde, da auch der kleinste Vorstadtantiquar ein „Wissender“ geworden. Da blieb dem wenig bemittelten Sammler in der alten Garde nun eben nichts anderes übrig, als sich resigniert damit abzufinden — er durfte sich ja schließlich „saturiert“ fühlen und er griff von jetzt an nur noch ab und zu tiefer in die Tasche, wenn es z. B. galt, in einer sonst geschlossenen Reihe von Erstausgaben eines Dichters eine schon lange klaffende Lücke auszufüllen. Manches solche Desideratum habe ich aber in dieser für uns Alt-Bibliophilen somit völlig neuen Zeit im (damals jungen) Geschäfte des sehr entgegenkommenden (dabei aber auch kenntnisreichen!) Antiquars Josef Grünfeld erworben, dessen Lokal (zunächst in der Herrngasse 2, später Bognergasse 7) auch zum neutralen Stelldichein vieler erstrangiger Sammler sich gestaltete (so wie dies einst das Rosnersche Verlags- und Sortimentgeschäft unter den Tuchlauben [heute dort der Mattonihof] für das damalige geistige Wien der siebziger Jahre gewesen). Hier im Geschäfte des Herrn Grünfeld konnte ich auch wiederholt Stücke der modernen „Pressen“ so recht con amore betrachten und studieren. Aber so freudig ich auch die durch die moderne Bibliophilie provozierte Buchrenaissance begrüßte: — in den Kreis meines Sammels zog ich diese Pressendrucke nur, sofern sie Erstausgaben moderner Dichter boten. — —

Frühjahr 1912 hatte Prof. Hans Feigl die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft“ ins Leben gerufen, unter deren Proponenten auch ich mich befand und deren Vorstand ich seit Beginn bis heute angehöre. Durch Prof. Feigl veranlaßt, stellte ich meine Feder, die bis dahin fast ausschließlich der Geschichte und der Literaturgeschichte gedient, jetzt auch der Bibliophilie zur Verfügung. Ich wurde zunächst eifriger Mit-

arbeiter an Prof. Feigls „Bibliophilen-Kalender“ (heute „Jahrbuch deutscher Bibliophilen . . .“), dann bearbeitete ich aber auch eine Reihe umfangreicher bibliophiler Themen, welche dann die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft als Jahreshgaben für ihre Mitglieder in kostbarer Aufmachung herstellen ließ. Zu diesen Jahreshgaben, welche mich zum Verfasser haben, zählt unter anderem der stattliche Band aus 1931: „Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten hundertfünfzig Jahre“. Diese „Streifzüge“ habe ich meiner lieben Frau Marie (geborenen Lertsch) zugeeignet, die (damals Wiener städtische Volksschullehrerin) ich nach dem Tode meiner Mutter († 1911) als Lebensgefährtin heimgeführt, die seitdem — mit mir — meinen Büchern eine treue Hüterin ist und die, wie ich weiß, eine solche auch weiter bleiben wird, wenn ihr das Schicksal die alleinige Hut über sie einmal anvertrauen sollte.

Was aber — so frage ich am Schlusse vorliegender bibliophiler Selbstschau doch mit einiger Wehmut — was wird wohl dereinst das endgültige Schicksal meiner Bücher sein, die ich noch in günstigerer Zeit — wahrhaftig nicht allzu bemittelt, dafür aber mit um so größerer Mühe — aufgestöbert, zusammengetragen und in ihrer Unversehrtheit sorgfältig konserviert?!

Ich habe als Legende meines „Exlibris“ mir — Buch apostrophierend — den Keim erdormen:

Du, Buch aus meiner Bücherei —
Sie zählt viel tausend Bände —
Gern wüßt' ich, was dein Schicksal sei,
Geh't's einst mit mir zu Ende.

Oh, mögst du dich auf künft'ger Bahn
In ernste Hand nur legen,
Auf daß du, wie du mir getan,
Auch andern wirst zum — Segen!

Mögen gütige Götter die Hoffnung dieses Reims freundlich sich erfüllen lassen!